



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Royalisten und Republikanes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Royalisten und Republikaner.

Als sich im März des vorigen Jahres in Leipzig der deutsche Verein bildete, zunächst im Gegensatz gegen die radicalen Clubs, die schon damals in wüste Demagogie verwilderten, wollten einige alte Herren ausdrücklich in die Statuten aufgenommen wissen, daß der Verein keine republikanischen Gesinnungen unter sich dulde. Der Punkt wurde damals beseitigt, theils weil die Anerkennung des monarchischen Princips in Bausch und Bogen mit dem Zweck, den wir uns alle gesetzt hatten, der Einheit Deutschlands, nicht recht stimmen wollte, theils weil ein großer Theil der gemäßigten Partei, so sehr er gegen die prononcirten Republikaner Opposition machte, dennoch das Bild der Republik im Herzen trug. Man rechtfertigte damals das Festhalten an der constitutionellen Monarchie nicht durch die Vernunftmäßigkeit dieser Staatsform an sich, noch viel weniger durch eine eigentlich royalistische Gesinnung, man war nur gegen den gewaltsamen Sprung vom Absolutismus zur unbedingten Demokratie, man wollte durch die Uebergangsform des Constitutionalismus allmählig erst die Selbstregierung des Volks vermitteln. Wenn einmal ein intensiver monarchischer Enthusiasmus losbrach, so war das ein vereinzelter Fall. Ich erinnere mich an einen Redner, der damals häufig und stets mit „fortlaufendem“ Beifall sich vernehmen ließ, wie er einmal in einer Berathung über das Zustandekommen der deutschen Flotte plötzlich in einen lebhaften Jammer gerieth, daß man über der deutschen Flotte die Unterthanentreue gegen den allergnädigsten König und Herren aus den Augen setze. So etwas wurde damals als ein bloßes Curiosum angesehen.

Seitdem ist der Royalismus nach allen Seiten hin so bestimmt und laut hervorgetreten, daß man sich über sein Dasein und folglich seine Berechtigung nicht verblenden darf. Es ist nützlich für unsere weitere Entwicklung, sich über seine Natur ins Klare zu setzen.

Zunächst fällt uns die Bemerkung auf, daß von den verschiedenen constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen eine einzige einen royalistischen Charakter trug, und zwar diejenige, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen, die Paulskirche. Alle übrigen, die Oestreichische und Preussische, wie die der kleinen

Staaten, waren trotz aller Schonung des monarchischen Princips, ihrer wesentlichen Richtung nach republikanisch, d. h. antimonarchisch.

Der Grund davon liegt nicht allein darin, daß in Frankfurt bei weitem mehr Bildung und Besonnenheit vertreten war, als in irgend einer der übrigen Con-
stituanten. Das Bewußtsein eines Princips tritt erst hervor an seinem Gegensatz. In Wien, in Berlin, in Dresden u. s. w. hatte man zunächst mit der Beseitigung der Mißbräuche zu thun, die sich an das bisherige Staatswesen knüpften und die alle ihren letzten Pfeiler im Königthum fanden. Das Positive desselben festzuhalten, war kein Grund vorhanden, denn es gab keinen äußerlichen Feind, der es an-
fachte. Anders in Frankfurt.

Welches war der Moment, in dem sich der Royalismus zuerst Luft machte? Als Brentano die Unverschämtheit hatte, den Prinzen von Preußen mit den badischen Rebellen in eine Kategorie zu werfen. Damals drang der größere Theil der preussischen Abgeordneten auf die Tribüne, um den Redner herunterzureißen, ihn herauszufordern oder auch allenfalls ihn unmittelbar zu züchtigen. Die Sache wurde in der Weise beigelegt, daß der Präsident gegen Brentano einen motivirten Ordnungsruf aussprach, weil er einen edlen Volksstamm beleidigt habe.

Auf den ersten Anschein sieht diese Motivirung sonderbar genug aus; wenn sich z. B. eine ähnliche Redensart auf Heinrich 72. oder auf einen hessischen Prinzen bezogen hätte, so hätte man es wohl als eine Verletzung fürstlicher Personen rügen können, aber den edlen Volksstamm hätte man aus dem Spiel gelassen. Dennoch war in jenem Ausdruck etwas Nichtiges. Es war das erste Zugeständniß der Vertreter des deutschen Volks, daß man das specifische Preußenthum zu respectiren habe und daß dieses mit dem monarchischen Princip in einem wesentlichen Zusammenhang stünde.

Daß die Oestreicher mit ihrem Royalismus viel weniger hervortraten, hatte einen sehr einfachen Grund. Trotz aller Versicherungen von Seiten der Linken, daß man Oestreich von Frankfurt aus so gut regieren wolle, als die kleinen deutschen Staaten, hat man doch nie den Versuch dazu gemacht. Eigentlich drückte immer nur das preussische Königthum auf der Demokratie, ja man fand es sogar höchst bequem, Preußen durch Oestreich in Schach zu halten; man schmeichelte der östreichischen Gemüthlichkeit, und diese fand es — natürlich mit Ausnahme der eigentlichen Staatsmänner — ebenso angemessen wie angenehm, ihrerseits mit der Republik zu liebäugeln, die gegen den fernen Doppeladler immer viel weniger einzuwenden hatte, als gegen den bekannteren Königsvogel.

Dennoch fand auch der specifische Patriotismus Oestreichs Gelegenheit, sich auszusprechen. Es war, als Ruge, der Kosmopolit, den Sieg der Italiener über den Tyrannen Radegky wünschte. Es erfolgte ein Auftritt, wie damals von Seiten der Preußen gegen Brentano, und der Präsident, Herr v. Gagern, fand sich veranlaßt, den Redner des halben Vaterlandsverraths zu zeihen, obgleich jener

Krieg in Italien anerkannter Weise ein österreichischer Privatkrieg war. Aber wo war der Mittelpunkt der Monarchie in Oestreich? Nicht in der Person des Kaisers, den man wohl den guten Willen hatte, zu lieben, vor dem man aber keine sonderliche Ehrfurcht empfand, nicht in der Regierung, denn diese war vom Liberalismus inficirt und schwach nach beiden Seiten hin. Er war in der Armee, dem einzigen wirksamen Bande, das die verschiedenen Nationalitäten zusammenhielt und das die getrennten mit eiserner Klammer wieder aneinander gefettet hat.

Denn die royalistische Gesinnung äußert sich am bestimmtesten im unmittelbaren Dienst, und zwar im ehrenvollen. Das Heer ist der klarste Ausdruck der nationalen Einheit, des gemeinsamen Ehrgefühls, des gemeinsamen Gehorsams gegen eine höhere Macht. Darum richtete sich in Deutschland die royalistische Gesinnung immer gegen Preußen, dem die Heere folgten, nicht gegen den Reichsverweser, das Erzeugniß friedlichen, parlamentarischen Bestrebens; selbst nicht gegen die einzelnen Fürsten. In Deutschland ist überhaupt von dem eigentlichen, specifischen Royalismus nur in Oestreich und Preußen die Rede, allenfalls in Baiern. Freilich muß man in diesem Begriff die verschiedenen Momente aneinander halten.

Ich unterscheide nämlich diesen specifischen Royalismus, den ich nur in kriegerischen, geschichtlichen Staaten finde, sowohl von dem egoistischen der conservativen Gesinnung als von dem doctrinairen der Legitimität.

Es ist bekannt, wie für die conservative Partei im vorigen Jahre die Monarchie das letzte Symbol des Bestehenden überhaupt war. In einem Leipziger Caffeehaus erschien einmal mit allen Zeichen eines verwilderten Gemüths ein ehrlicher Philister mit der Schreckensbotschaft, in Hamburg habe man die Republik ausgerufen. Das war ganz ernst gemeint, denn unter Republik dachte man sich nicht eine bestimmte Staatsform, sondern Terrorismus und Anarchie. Ich sah einen Frankfurter Weinreisenden — diese Classe wurde insgesammt sehr loyal, weil in der Revolution ihre Geschäfte schlecht gingen — auf das Wohl des Königs von Preußen anstoßen, und Radowiz tadeln, daß er noch nicht weit genug „rechts“ wäre.

Dabei muß man aber zwei Umstände nicht aus den Augen lassen. Eine Menge adliger Familien in Schlessen, so wie so mancher wackere Geschäftsmann in Leipzig, war entschlossen, um den republikanischen Umtrieben, von denen das Vaterland zerrissen wurde, zu entgehen, nach Amerika auszuwandern. Eine Flucht in die Republik vor den Republikanern! Nicht an der Monarchie war ihnen gelegen, sondern an der Stabilität des ordnungsmäßigen Geschäftsganges; nicht die Republik fürchteten sie, sondern die werdende Republik, das hitzige Fieber einer Uebergangsperiode. Wäre ihnen die Republik fertig präsentirt worden, ohne ein erhebliches Fallen der Renten, sie hätten sich schnell genug mit ihr ausgesöhnt.

Ein zweiter Umstand ist folgender. Unter den beiden Hauptparteien, welche

aus der Revolution hervorgingen, war die erbkaisersche, trotz ihrer royalistischen Haltung, nicht minder feind dem Bestehenden, als die demokratische. In der ersten Form dieses Bestrebens, in der Reichsverweserschaft, trat dieser Gegensatz noch nicht so unmittelbar hervor, theils weil diese Würde provisorisch war, theils weil sie in ihrer nächsten Wirksamkeit vortrefflich dazu diente, die Revolution zu bekämpfen. Dennoch wurde dieser Erzherzog, der erste deutsche Mann, nicht weil sondern obgleich er ein Prinz war, bei jeder Gelegenheit den legitimen Monarchen entgegengehalten, die demokratische Partei betrachtete ihn als einen Keil, den preussischen Staat auseinander zu treiben, und gutgestimmte Liberale verfehlten wenigstens nicht, durch Loaste auf die „erste deutsche Frau“ — die Baronin Brandhof, eine geborene bürgerliche, conservativen Zirkeln zu imponiren.

Als nun aber aus dem Provisorium ein definitiver Zustand werden sollte, wurde die Sache ernsthafter. Es half nichts, durch Zurückgehn auf die Reminiscenzen des heiligen römischen Reichs dem neugewebten Kaisermantel einen altfränkischen Anstrich geben zu wollen, es blieb doch ein moderner Rock. Einer neuen Familie die höchste Würde des Reichs zu übertragen, dagegen hätten sich sämtliche Dynastien vereinigt, und eben so wenig gönnte es einer dem andern. Zwar erklärte der Freiherr v. Vinke, Preußen würde nichts dagegen haben, daß auch die definitive Centralgewalt an das ältere Haus Oestreich übertragen würde, falls dieses — — Aber was nun dahinter kam, drückte eben die Unmöglichkeit der Bedingung aus. Jedenfalls konnte die erstrebte einheitliche Regierung des Bundesstaats nicht als der Totalausdruck sämtlicher deutschen Dynastien gelten, sondern als eine neue, aus der Volkssouveränität hervorgegangene und dieselbe repräsentirende Gewalt, die wesentlich gegen jene Dynastien gerichtet war. Darum hat sich die specifisch royalistische Partei in Preußen selbst am heftigsten gegen die Annahme der tricoloren Kaisermütze gestraubt.

Diese Gesinnung, die am Königthum hält, weil der Stand der Actien davon abhängt, hat keinen positiven Werth. In den deutschen Kleinstaaten ist kein anderer. Selbst in Sachsen, Württemberg und Hannover ist die Anhänglichkeit an das Königshaus nur der Ausdruck der wirklich vorhandenen Stammesparticularität, die sich um so mehr scheut, im allgemeinen Deutschland ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, weil sie wohl einseht, daß das charakteristische Moment dieses deutschen Wesens anderwärts hergenommen werden muß. Sie wollen nicht Preussisch werden; sie würden sich ebenso dagegen sträuben, in Oestreich aufzugehen, wenn die Möglichkeit dieses Gedanken ihnen irgendwie näher getreten wäre. Darum äußert sich diese Art specifischen Staatenthums bei den Demokraten wenigstens eben so stark als bei der conservativen Partei, und sie würden gegen eine Republik nur dann nicht abgeneigt sein, wenn der Typus ihrer Volkseigenthümlichkeit an die Spitze gestellt würde.

Diese Gesinnung ist unproductiv und unberechtigt. Sie geht von keiner ge-

schichtlichen Totalität aus, und sie kann auch zu nichts Gedeihlichem führen. Positiv ist sie eigentlich nur in den kleinen Residenzen vorhanden, wo die gesammte Einwohnerschaft vom Hofe lebt. Aber die Existenz derselben ist eben ein Unglück für Deutschland, weil sie den kleinstädtischen Geist, und damit das Philistertum, den Erbschaden Deutschlands, auf eine unnatürliche Weise festhält und fortpflanzt.

Auch in den Großstaaten findet sich dieses negative Moment des Royalismus. Ich erinnere nur an die Rheinprovinz, die von dem eigentlichen Preussenthum so wenig als möglich in sich trägt, im Gegentheil dem Berliner fast eben so schroff gegenübersteht, als unsere lieben Landsleute im Königreich Sachsen oder auch in Baiern. Aber der vermögende Theil ist dennoch gut königlich gesinnt, aus einfacher Speculation; die Papiere des preussischen Staats sehn immer noch besser als die irgend eines andern, und die Schwingen des preussischen Adlers decken das Eigenthum mit mächtigeren Schutz, als die benachbarten kleinen Königsvögel.

Das ist aber nicht der specifisch preussische Royalismus, der in allen übrigen Provinzen noch immer bei Weitem den größten Theil der Bevölkerung erfüllt. Als im Anfang der Bewegung von Seiten der Demokratie den schlesischen Bauern goldene Berge versprochen wurden, wenn die ungerechten Bedrückungen der Edelleute abgestellt wären, so gingen diese guten Muthes darauf ein, und die Provinz kam in die größte Gefahr. Als aber das Rumpfsparlament die Steuerverweigerung aussprach, wurden die Bauern stutzig; davon wollten sie nichts hören, daß dem König das Seinige nicht mehr zu Theil werden sollte. Von dieser Zeit datirt die merkwürdige Umstimmung in der Gesinnung der Provinz.

Sehr viel thut dazu die Militärpflicht. Das ist die Zeit, in welcher der Bauersohn lernt, sich fühlen, auf sich etwas halten. In dieser lernt er zugleich Gehorsam und Treue gegen den König.

Dieselbe Empfindung lebt im Grundadel; sie ist aber viel lebhafter und inhaltvoller, als bei den kleinen Staaten. Der preussische Adel hat seine kleine Geschichte, sie ist durchaus mit den Hohenzollern verwachsen. In einem kleinen Staat reicht der Blick des vornehmen Mannes über die Grenzen des dynastischen Territoriums hinaus, darum sind die Gageru u. s. w. tricolor; nur der ganz unbedeutende Adel geht in die Hofinteressen auf. In Preußen ist das anders; ein Mann wie Winkler wird preussisch bleiben, auch wenn er noch viel unzufriedener mit der augenblicklichen politischen Entwicklung des Staats werden sollte, als er es jetzt ist.

Zudem hat die preussische Geschichte so vieles, was sie nicht nur dem Gefühl, sondern auch der Phantasie einprägt. Namentlich die glücklichen Kriege, eine Gestalt wie Friedrich der Große und die Periode des preussischen Liberalismus, der Steinischen Zeit, die sich auch an sehr bestimmte Erinnerungen knüpft. In den alten Provinzen ist durch diese Tradition eine größere Gemeinsamkeit hervorgebracht, als selbst in Oestreich, wo die nationalen Differenzen immer einer völligen Verschmelzung im Wege stehn.

Es ist eine eigene Sache mit diesem Gefühl, einem anständigen Staat anzugehören. In Residenzen concentrirt, und mit aller Ueberlegenheit des Spießbürgers, der mit Hofsneidern und Hoflakaien zu verkehren gewohnt ist, den Provincialen gegenüber ausgebeutet, hat es etwas sehr Wiederwärtiges. Aber dieses Berlinerthum ist auch nicht mit dem Preußenthum zu verwechseln. Man lacht in Deutschland häufig über dieses Selbstgefühl eines Preußen, der persönlich gar nichts davon hat, daß sich an den Namen seines Staats große Erinnerungen knüpfen. Aber Niemand fällt es ein, über den Franzosen und Engländer zu lachen, der sich im gleichen Falle befindet. „Wir“ haben die Seif's besiegt, „wir“ beherrschen die Meere. Mr. Smith und Mr. Jenkins gewinnen dadurch keinen Schilling, auch hat von ihrer Verwandtschaft keiner an den Indischen Schlachten Theil genommen. Und doch ist dieses irrationelle Gefühl die erste und die einzige Quelle der Nationalität, und gerade weil Preußen allein es besitzt, ist in ihm der Kern der deutschen Nationalität.

Nacht immerhin, wenn ihr drüben singen hört: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!“ Oder das Arndt'sche Blücherlied:

Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Franzosen zu weisen die preussische Art.
Und Zuchheiraffassa, und die Preußen sind da,
Und die Preußen sind lustig und rufen Hurrah!

Freilich ihr singt nicht: ich bin ein Sachse, will ein Sachse sein! nicht: ich bin ein Hannoveraner, will ein Hannoveraner sein! nicht: ich bin ein Schwarzburg-Rudolstädter, will ein Schwarzburg-Rudolstädter sein! Ihr seid weniger stolz auf euren Particularismus — mit Recht —, wenn ihr aber glaubt, darum weniger particularistisch zu sein, so lest die Verhandlungen eurer demokratischen Kammern nach, verfolgt die Wendungen eurer Frankfurter Abgeordneten, die Intriguen eurer aristokratischen Ministerien, und vor allem belauscht euch selber in euren Bierkneipen, wo ihr jenes Preußenlied mit eben so großer Energie, aber ungleich geringerem Inhalt in das Gegentheil umdrehet: Ich bin nicht ein Preuße, will nicht ein Preuße sein. Nichtpreuße ist eure höchste Kategorie, damit seid ihr freilich etwas, aber noch nicht viel.

Das Recht, wie das Unrecht dieses Sondergefühls könnt ihr im Kleinen schon in dem Studentenfasching verfolgen. Wenn sich ein Corps aufgethan hat mit recht tüchtigen Schlägern, so singt es sein: Bandalia heißt mein Vaterland! mit eben so großer Inbrunst, als der Preuße das seine. Vergebens setzt ihm der Burschenschaft die abstracte Idee der Allgemeinheit entgegen; sind in der Burschenschaft tüchtige Kräfte, so werden sie sich doch wieder zu einem „Kränzchen“ consolidiren, oder wie sie es sonst nennen, sie werden wieder specifische Farben auf die Mütze stecken, wenn auch dem tricolore Bande auf der Brust ein Plätzchen verstattet wird. Die allgemeine Studentenschaft wird unter den besonderen Verbindungen

so lange nicht leiden, als das Corpsgefühl dem Ausländer, den Barbaren — hier dem Philister gegenüber ein gleiches bleibt.

Diese burschikosen Reminiscenzen werden in uns geweckt, wenn wir die Art und Weise verfolgen, wie Herr v. Gerlach, Chef der Ultra's in der ersten Kammer, die Kategorie des Schwarzweißen dem Tricoloren gegenüberstellt. Bekanntlich fürchtete man, ein Ministerium Gerlach an die Stelle Manteuffel's treten zu sehen. Nach dieser Rede fürchten wir es weniger. Herr v. Gerlach gebärdet sich wie ein Truthahn, der auf den rothen Lappen losstürzt, weil seine Nerven die Farbe nicht vertragen. Eine so nervöse Empfindlichkeit qualificirt sich nicht für ein Portefeuille. Herr v. Gerlach erklärt, wenn ihm die Wahl zwischen einem schwarzweißen Pfennig und einem tricoloren Thaler freigestellt wäre, so würde er den Thaler erst zehnmal umdrehen, um zu sehen, ob er nicht ein falscher wäre. Wenn sich das auf Papiergeld bezieht, so würden wir dasselbe thun, und selbst die am meisten Deutschgesinnten rothen Republikaner würden nicht anstehn, unserm Beispiele zu folgen; sie würden gern hundert Brentano'sche Cassenanweisungen gegen eine Preussische eintauschen. Aber wenn wir von jenem Thaler die rothe Farbe abwischen, so daß nichts übrig bleibe, als schwarzgelb — eine Farbe, die Herr v. Gerlach im Stillen weit mehr verehrt, als seine offizielle Lige — würde er weniger bedenklich sein über den augenblicklichen Cours? Ich dünkte nicht!

Herr v. Gerlach ist ein Royalist der dritten Classe, ein Royalist aus Doctrin, aus religiöser Reflexion. Er ist nicht Anhänger des Königs, weil er ein Preuße ist, sondern er ist Preuße, weil er das Königthum verehrt und vor Allen die Revolution haßt. Diese Sorte hat Preußen seit zehn Jahren unendlichen Schaden gebracht, weil sie diesen Staat seine beste Grundlage, die Solidität entzogen hat. Nicht als einseitige, eingefleischte Praktiker hassen sie den liberalen Doctrinarismus, sondern als umgekehrte Doctrinaires; sie sind „Professoren,“ Schulmeister, Scholastiker oder wie man es nennen will, in zwanzigster Potenz; aber sie schwärmen nicht für die theoretische Religion des Vernünftigen, des Rationellen; ihr Ideal ist das Irrrationelle, das Particulaire, das Unklare, Mystische, Verschrobene als solches. Sie lieben Destreich, nicht wegen seines tüchtigen Fonds, sondern wegen seines unentwickelten Staatswesens; sie möchten eigentlich Rußland vorziehen, weil es dort noch irrationaler, unklarer und mystischer zugeht, nur daß der Kaiser von solchen doctrinairen Dithyramben, die ihrem Herzen ein Bedürfniß sind, nicht viel hält; sie halten an Preußen nicht *parce que*, sondern *quoique*; sie würden es bei Weitem vorziehen, wenn sie neben den absoluten König noch einen absoluten Adel und einen infalliblen Papst stellen könnten.

Es ist immerhin ein gutes Zeichen für den gesunden Kern Preußens, daß die zehnjährige Herrschaft dieser Sorte nicht im Stande gewesen ist, es vollständig verschoben zu machen. Ihr Einfluß hat nur die Oberfläche berührt; sie haben Männ-

hen darauf ausgeschnitz, Harlekine, Mönchskutten, mittelalterliche Junker, scheinheilige Pietistengehülfsen; aber der Bau des Staats selber ist zu solide, als daß ihr Federmesser tief hätte eindringen können. Ein tüchtiger Hobel, und die Rococo-Schnörkel sind abgewischt, ohne daß das Haus Schaden leidet.

Kleine Portraits.

1. Friedrich Hecker.

Mit einem gemischten Gefühl sehen wir Hecker zum zweiten Mal aus seinem Vaterlande scheiden. Der Augenblick unsers Lebens, in welchem wir die letzten Illusionen der Jugend von uns werfen, ist nothwendig und heilsam, aber nicht ohne Schmerz. Hecker war das fixirte Bild unserer politischen Jugend, die edelste Gestalt jener verwegenen Richtung, welche die Freiheit, wie wir sie in der Studentenzeit uns vorstellen, durch einen raschen Handstreich gewinnen wollte.

Sein Abschiedsgruß an Deutschland ist bitter. „Mit wahrer Sehnsucht,“ schreibt er von Havre an einen Freund in Baselland „schaue ich hinüber nach dem fernen Westen und meiner Waldeinsamkeit; ekelerfüllt und bitter enttäuscht, seit ich die Erde des alterschwach gewordenen Europa unter meinen Füßen fühle. Im Gilsfluge legte ich die 6000 englischen Meilen zurück, um eine Revolution, der so gewaltige Mittel zu Gebote standen, niederwerfen zu sehen. Aber gerade daß Baden trotz diesem, von allen andern Stämmen im Stiche gelassen, einsam verblutete, gerade der Umstand, daß alle Häupter der republikanischen Partei zur Verfügung standen, und doch in vier Wochen Alles zu Ende ging, gerade dieses Alles zeigt, daß es der Masse des Volkes an wahrem revolutionären Enthusiasmus und wildenergischer nothwendiger Kraft, den Führern an Genialität und jenem eisernen Willen fehlt, mit welchem man die Begeisterung und Anstrengung zur That hervorruft. Mit bitterem Gefühle nehme ich den umgekehrten Griffel und wische 12 Jahre des redlichen, rastlosen Wirkens und Kämpfens aus den Tafeln meines Lebens, um mit 38 Jahren von Bornen zu beginnen, und in dem kleinen Kreise eines westlichen Bauern zu wirken und zu schaffen. Das Scheiden wird mir aber leichter, wenn ich das, was ich seit meiner Ankunft auf dem Continent erfahren habe, zusammen nehme. Ich selbst von der Polizei als ein Bagabund behandelt und fortgejagt, und so lange ich geduldet wurde, Nichts hörend als lediglich Anklagen des Einen gegen den Andern, Jeder den Andern aller Infamie, des Verraths, der Feigheit, der Schurkereit beschuldigend, bin ich dieses widrig-